

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 4

Artikel: Übersinnliche Kraft?
Autor: Brunner, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Übersinnliche Kraft?

Ernst Brunner

Wie sind jene Sagen entstanden, an denen unser Land — man denke nur an die des Bündnerlandes und des Wallis — so reich ist? Sind sie Hirngespinnste, überbordender Phantasie und von Angst getriebener Einbildungskraft zuzuschreiben? Ich habe viele der Sagen und Geistergeschichten gern gelesen und hin und wieder auch über die unglaublichen Begebenheiten gelächelt.

Zahlreiche Erlebnisse, für die ich mir vom vernunftgebundenen Denken her keine Erklärung weiss, haben mich in jüngster Zeit gelehrt, mancher sagenhaft anmutenden und merkwürdigen Begebenheit grössere Beachtung zu schenken.

Im fernen Vietnam, bei den Montagnards, einem Naturvolk polynesischer Herkunft, haben sich die Vorfälle ereignet, denen ich die nachstehenden Zeilen widmen möchte.

Etwa sechs Kilometer von der Provinzhauptstadt entfernt lag in wohlthuender Einsamkeit das Montagnardsspital, in dem ich als Krankenpfleger arbeitete. Ich habe mich unter den Einheimischen trotz meiner anderen Kultur und Denkungsart stets sehr wohl gefühlt und schätzte mich glücklich, dass mir die «Schwestern» und «Pfleger», die ich im Dschungel aufgelesen und für die Spitalarbeit ausgebildet hatte, so gut zur Hand gingen. Die Mädchen konnten weder lesen noch schreiben. Dass sie von Krankenpflege nicht die leiseste Ahnung besaßen, erschien nicht weiter verwunderlich, waren sie doch in einfachen Bambushütten irgendwo in ihren Dschungeldörfern aufgewachsen und brachten ihre Tage damit zu, dass sie Pflanzen, Wurzeln und Kleingetier für die tägliche Nahrung sammelten. Um die Burschen schien es ein wenig besser bestellt zu sein. Ihnen war eine einfache Schulbildung zuteil geworden. Auch waren die meisten von ihnen zuvor schon irgendwann einmal mit der europäischen Zivilisation in Berührung gekommen. Trotz allem liessen sich die Montagnardmädchen leichter anlernen als die Burschen.

Wenn ich auch gerne mit meinen Helfern zusammenarbeitete und mich in ihrer Umgebung heimisch fühlte, hatte ich doch zuweilen das Bedürfnis, mit Menschen meiner eigenen Kultur zu sprechen. In einem nahegelegenen vietnamesischen Militärlager, in dem auch einige amerikanische Soldaten einquartiert waren, fand ich oftmals an freien Sonntagen freundliche Aufnahme. So sass ich eines Sonntags wieder einmal im Gespräch mit den Soldaten zusammen. Seit Tagen schon tobten in Dak-To, etwa fünfzig Kilometer von Kontum entfernt, schwere Kämpfe. Beiläufig äusserte der Kommandant während unserer Unterhaltung: «Wir besuchen morgen

einige Dörfer in dem Kampfgebiet, um uns um die Zivilbevölkerung zu kümmern. Wollen Sie mitkommen? Abfahrt 8.30 Uhr.»

Ich war natürlich sofort bereit. Doch erklärte ich dem Kommandanten, dass ich, um die Neutralität des Roten Kreuzes zu wahren, lieber allein fahren wolle, anstatt mich dem militärischen Convoi anzuschliessen.

Wieder im Spital angekommen, teilte ich Giuh, dem zwanzigjährigen Montagnardmädchen, das sowohl als Krankenpflegerin als auch als meine Dolmetscherin arbeitete, meinen Reiseplan mit. Ich bat sie, mich zu begleiten. Doch Giuh nahm dieses Ansinnen voll Empörung auf. «Solche Fahrten sind heller Wahnsinn», meinte sie. «Jeden Tag explodieren dort auf der Strasse, die in das Kampfgebiet führt, mindestens ein bis zwei Autos. Du weisst doch, dass der Weg unter der Oberfläche überall Minen hat. Ausserdem halten hinter den Büschen Vietcong-Soldaten Wache. Niemals werde ich mitfahren!»

Giuh's Worte waren nicht übertrieben. Ich wusste vielleicht noch besser als das Mädchen um alle Gefahren, die auf uns lauerten. Da ich Giuh nicht zwingen konnte, mit mir zu fahren, beschloss ich, die Reise allein zu unternehmen. Als ich jedoch am nächsten Morgen meinen Jeep mit den notwendigen Medikamentenkisten, der Bahre, dem Ambulagerät und dem Schanzwerkzeug beladen hatte und gerade abfahren wollte, kam Giuh dahergerannt und setzte sich neben mich in den Jeep. «Wohin willst du?» fragte ich sie erstaunt. «Mitfahren natürlich,» lautete die kecke Antwort, «was denn sonst!»

«Aber hast du nicht Angst?»

«Das war gestern,» wehrte das Mädchen ab. «Heute ist es nicht mehr so gefährlich. Ich spüre das. Und wenn uns trotzdem Gefahr droht, so ahne ich sie. Ich passe auf dich auf und werde dich warnen!»

Es liess sich nicht vermeiden, dass wir bald mit der militärischen Kolonne, bestehend aus Panzern, Lastwagen, Jeeps und anderen Fahrzeugen zusammenstiessen. Auf mindestens drei Kilometer langer Wegstrecke verteilten sich die Wagen. Man hatte nicht nur das Gefühl, es könne sich um Krieg handeln. Nein, es *war* Krieg rings um uns herum. Schüsse fielen, Helikopter eskortierten die Fahrzeugkolonne und sausten haarscharf über die Wagen hinweg. Am Anfang und am Ende des Convois rollten schwere Panzer. Alles zusammen ergab einen ohrenbetäubenden Lärm. Giuh war das einzige weibliche Wesen in dem ganzen Zug. Manchmal machte ich mir Vorwürfe, dass ich sie mitfahren liess. Es brauchte nicht viel Scharfblick, um die gefährliche Lage zu erkennen. Hinzu kam, dass die Fahrt selbst mit etlichen Schwierigkeiten ver-

bunden war. Die Wagen wirbelten von den trockenen Strassen so viel Staub auf, dass man das vor einem fahrende Fahrzeug erst bemerkte, wenn man es mit der Stosstange berührte. Ohne Schutzmaske und Brille war man verloren. Da wir in dieser Hinsicht nicht so gut ausgerüstet waren wie die Amerikaner, beschlossen wir anzuhalten und zu warten, bis die Kolonne vorbeigerollt war. Wir stellten den Jeep auf eine sanfte Anhöhe an den Strassenrand. In weitem Umkreis konnten wir von dort aus die Landschaft überblicken. Bald hatte die Kolonne uns überholt. Als sie dann auch noch die vor uns liegende Senke hinter sich zurückgelassen hatte, wollte ich weiterfahren. Giuh hielt mich zurück. «Warte noch einen Augenblick!» sagte sie. «Es ist zu gefährlich.»

«Warum denn so plötzlich diese Angst?» Ich wollte sie beruhigen und fügte noch hinzu: «Es ist besser, weiterzufahren, anstatt noch länger hier zu rasten. Jetzt verhüllt der Staub nicht mehr die Sicht. Wie leicht könnten wir dem Vietcong als Zielscheibe dienen. Wenn es irgendwo gefährlich ist, dann hier, an dieser exponierten Stelle.» Ich schalt Giuh ob ihrer Aengstlichkeit und sagte, dass sie doch nichts von Kriegführung verstünde. «Natürlich verstehe ich davon nichts», gab sie zurück. «Aber ich spüre die Gefahr.» Ich lachte sie aus und wollte etwas erwidern. Doch ich kam nicht mehr dazu. Meine Worte wurden von lautem, sausendem Pfeifen unterbrochen und durch ein hartes, ohrenbetäubendes Krachen erstickt. Unten in der Senke, wo soeben der letzte Lastwagen vorbeigerollt war, fielen drei Granaten mitten auf die Strasse . . .

Der Rest des Tages verlief ohne Zwischenfall. Am späten Nachmittag kehrten wir glücklich und heil ins Spital zurück.

Des Vogels Ruf bedeutet Gefahr

Auf einer späteren Fahrt — Giuh und ich waren allein unterwegs und befanden uns etwa auf halbem Weg zu unserem Bestimmungsort — standen wir plötzlich unter Beschuss. Auch später haben wir nie herausgefunden, ob die Schüsse von Vietcong-Soldaten kamen oder von falsch gerichteten Waffen der südvietnamesischen oder amerikanischen Armee abgefeuert worden waren. Wir mussten unsern Jeep verlassen und uns in Deckung begeben. Zwischen hohen Böschungen, dort, wo die Strasse einen Hügel durchschnitt, fanden wir Unterschlupf. Am Wegrand lag ein massives Stück Rundholz von etwa achtzig Zentimeter

Durchmesser. Zwischen der Böschung und diesem Rundholz liegend, warteten wir ab. Den Schüssen folgte hin und wieder beängstigende Stille, eine Stille, wie sie eben nur in dieser Einöde und im Dschungel herrschen kann. Nicht einmal die Grillen zirpten ihr monotones Lied. Während einer kurzen Feuerpause drang plötzlich eine Vogelstimme zu uns herüber. Ganz nah. Der Ruf klang ähnlich wie der eines Käuzchens.

Giuh fuhr zusammen: «Das bedeutet Gefahr. Wir müssen schnell fort von hier, wenn uns unser Leben kostbar ist.» Ich wollte sie wie schon so oft ob ihres Aberglaubens schelten. Doch ehe ich mich's versah, war Giuh verschwunden. Ich weiss nicht, warum, aber ich bin ihr nachgerannt. An einer weniger geschützten Stelle, etwa hundert Meter weiter entfernt, warfen wir uns wieder auf den Boden. Nach etwa zehn Minuten war die Schieserei vorbei. Es war ruhig. Kein Mensch, keine Waffe war zu sehen. Wir liefen zurück zu unserem Jeep. Er war unbeschädigt. Doch weiter hinten, dort, wo wir zum erstenmal Deckung bezogen hatten, betrachteten wir voll Entsetzen den dicken Baumstamm. Ungezählte kleine Granatsplitter hatten das Holz durchbohrt. Die Stelle, an der wir am Boden gelegen hatten, war aufgewühlt. Ein Stück Eisen hatte die Erde emporgeworfen. Es war von beträchtlicher Grösse. Wir spürten kein Verlangen, noch länger an diesem gefährlichen Ort zu verweilen und fahren, so rasch wir konnten, weiter.

Prims seltsamer Tod

Ein unvergessliches Erlebnis bedeutet mir die Begegnung mit Prim. Unvergesslich darum, weil die Begegnung ein Nachspiel hatte, das mich eigenartig berührte. Prim war ein junger, kräftiger, etwa zwanzigjähriger Bursche. Ziemlich am Anfang meiner Reisen durch die zweiunddreissig Montagnarddörfer, die ich in der Folge regelmässig besuchte, hatte ich Prim kennengelernt. Er war fähiger und klüger als alle seine Altersgenossen. So war es kein Wunder, dass man ihn überall lobte und die Kunde von seinen Gaben auch in die umliegenden Dörfer gelangte. Seine schwere Verletzung, die von einer Granate herrührte, war inzwischen völlig verheilt.

Eines Tages wurde ich nach Plei Sar gerufen, in das Dorf, in dem Prim mit seinen Eltern lebte. Der Patient, um dessentwillen ich kam, war Prim selbst. In der rechten Achselhöhle hatte er einen Bluterguss, so gross, dass er den Arm nur noch in horizontaler Stellung halten konnte.

Ich nahm ihn mit ins Spital, wo ich ihm den Bluterguss öffnete und die Wunde mit säubernden Lösungen feuchthielt. Die Aerzte, die ich um Rat fragte, waren mit meiner Behandlung einverstanden. Sie konnten sich nicht erklären, wie der Erguss, ohne in der Tiefe die geringste Entzündung zu zeigen, entstanden war. Die einzige Erklärung war ein Aneurisma der Arterie.

Zehn Tage später war die Wunde geheilt. Nur wenige Millimeter klafften noch auseinander. Ich konnte mit gutem Gewissen die Fixation entfernen und Prim erlauben, aufzustehen.

Als ich am anderen Morgen ins Spital kam, herrschte überall grosse Aufregung unter den Patienten. Prim war gestorben, ausgeblutet. Unter dem Bett zeigte sich eine riesige Blutlache. Offensichtlich war das lange vermutete Aneurisma durchgebrochen. Seine Mutter, die bei ihm gewacht hatte, wusste sich nicht zu helfen. Dennoch hatte mich niemand gerufen.

Giuh, meine Dolmetscherin, fuhr Prims Leiche ins Dorf zurück; denn ein Montagnard kommt nur zu uns ins Spital, wenn er die Zusicherung hat, dass er nach seinem Tode in der Erde seines Dorfes beigesetzt wird. Ohne ein solches Versprechen wäre niemand willig gewesen, sich im Spital behandeln zu lassen, lieber wäre man ohne ärztliche Hilfe geblieben.

Ungefähr einen Monat nach Prims plötzlichem Tod kam ein Mann mit seinem Kind zu mir ins Spital. Obwohl er aus einem ganz anderen Ort stammte, hatte er Prim gut gekannt und war mit ihm befreundet gewesen.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen. Ich war gerade mit Verbandwechseln beschäftigt und rief dem Mann daher nur kurz zu, er solle das Kind einstweilen im grossen Saal auf ein Bett legen und warten, bis ich Zeit fände, nach ihm zu schauen. Es dauerte keine zwei Minuten, bis der Mann zurückkam. Er trug sein Kind auf dem Arm und erklärte, er könne unmöglich in dem Saal bleiben. Unter dem Bett sei eine riesige Blutlache. Ich erschrak ob dieser Meldung und liess alles liegen, ging in den Saal, um nachzuschauen. Doch ich entdeckte nicht die geringste Spur von Blut. Der Mann musste erkennen, dass er sich getäuscht hatte.

Am folgenden Morgen traf ich ihn wieder an. Er war bereit zum Aufbruch. Das kranke Kind hatte er im Tragtuch verpackt und wollte es mit sich nehmen.

Was war geschehen?

«Dein Kind ist noch nicht geheilt. Warum willst du schon wieder gehen?»

Meine Frage blieb zunächst ohne Antwort. Erst nach langem Zögern rückte der Mann mit der Sprache heraus. Stockend kam es von seinen Lippen: «Weisst du . . . Prim aus Plei Sar . . . du hast ihn doch auch gekannt . . . wir waren zusammen im Krieg . . . er ist ein guter Freund von mir. Heute nacht lag er neben mir im Bett. Ich hörte sein Stöhnen . . . unentwegt. Als ich ihn ansprechen wollte, war er plötzlich verschwunden. Jetzt muss ich nach Plei Sar gehen, um zu schauen, ob Prim noch lebt. Wenn ich geträumt habe, so ist dies ein Zeichen dafür, dass es Prim schlecht geht oder dass er gar schon gestorben ist.»

Ich habe dem Mann daraufhin erzählt, was mit Prim geschehen war. Er war erschüttert. Die Kunde von Prims Tod war bis zu diesem Augenblick nicht zu seinen Ohren gedrungen . . .

Ist den Menschen eines Naturvolkes ein sechster Sinn eigen? Ist ihr Fühlen und Trachten so verfeinert, dass sie die Ereignisse vorausahnen? Verfügen sie über übersinnliche Kraft? Ein vernunftgebundener Mensch zweifelt daran, und doch: Berühren diese Begebenheiten einen nicht eigenartig?

Zu den Bildseiten

Manche Leser werden die hier gezeigten Bilder abstossend, ungebührig finden. Sie sind ungebührig, ja; denn es gehört sich nicht, dass der Mensch seinem Mitmenschen Unrecht und Qual zufügt, dazu meist noch ohne persönlichen Grund. Leider sind wir oft so herzensträge, dass Kriegsmeldungen keinen Eindruck mehr hinterlassen. Das Herz erbebt nicht, wenn von so und so viel Toten und Verwundeten, von Flüchtlingen, von Bombardierungen geschrieben wird. Das spielt sich alles so weit fort von uns ab . . . Es ist nötig, auch einmal Bilder des Grauens zu zeigen, damit wir erkennen, was Krieg wirklich bedeutet. Wir stellen den Aufnahmen einen Bericht von U. Schülé zur Seite, einem Schweizer, der als Vertreter der Liga der Rotkreuzgesellschaften im Mekongdelta tätig ist.